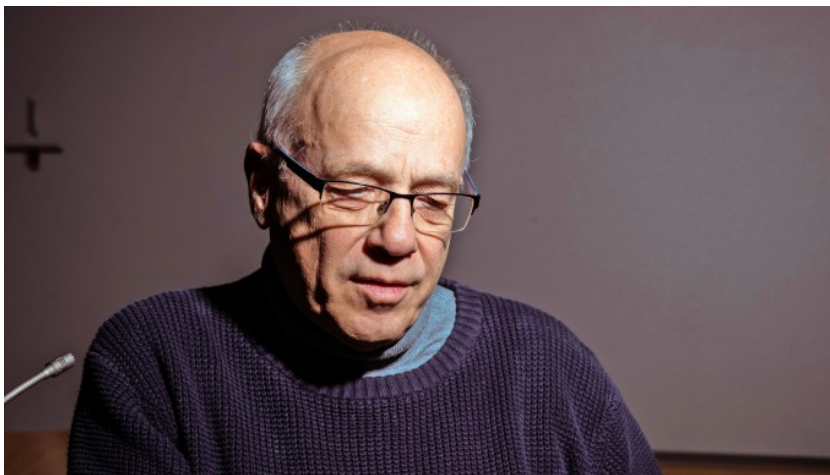


Katholische Kirche

„Gott hat auch Homosexuelle geschaffen“

Zwölf Jahre nach der Enthüllung des Missbrauchs-Skandals am Canisius-Kolleg in Berlin hat die katholische Kirche ihre Glaubwürdigkeit nicht zurückgewonnen: Ein Gespräch mit Pater Klaus Mertes SJ, dem Zeugen der ersten Stunde.

Von PAUL INGENDAAY



© Jens Gyarmaty

Der Jesuitenpater Klaus Mertes in der Kirche St. Canisius, Berlin-Charlottenburg

Pater Mertes, seit Sie 2010 den langjährigen sexuellen Missbrauch am Canisius-Kolleg in Berlin öffentlich gemacht haben, ist unendlich viel darüber berichtet worden, und Ihr eigenes Leben lässt sich gewiss in ein Vorher und ein Nachher einteilen. Was war in diesen zwölf Jahren Ihre größte Enttäuschung?

Es gab zwei. Einmal, dass mir von den Verantwortlichen der Kirche kein Vertrauen entgegengebracht wurde. Ich wurde zum Nestbesmutzer. Der Ausdruck kam auch von Bischöfen, auch von solchen, die am Ende selbst Schmutz zu verbergen hatten, wie mir Jahre später klar wurde.

Möchten Sie Namen nennen?

Lieber nicht. Aber es gab nur wenige positive Ausnahmen. Wir waren Aussätzige, und dieses Gefühl bleibt bei mir bis heute.

Die Illoyalität der Kirche ihren eigenen Leuten gegenüber zu überstehen, das macht einen doch irgendwann furchtlos?

Ja, das ist der große Gewinn. Man verliert die Angst. Die zweite Enttäuschung sind mediale Verfälschungen, wie ich sie in einer Talkshow im Fernsehen von einem Moderator hören

musste: Ich hätte durch die Veröffentlichung der Opferberichte gerade noch „den Kopf aus der Schlinge gezogen“. Ich gab dazu eine eidesstattliche Erklärung ab und erwirkte die - einzige Unterlassungserklärung meines Lebens. Aber die Behauptung ist seitdem in der Welt und wird weiter kolportiert.



© Jens Gyarmaty

Pater Klaus Mertes SJ in Berlin-Charlottenburg

In Ihrem Buch „Verlorenes Vertrauen“ von 2013 haben Sie über die Begriffe „Wissen“ und „Mitwissen“ nachgedacht. Auch Außenstehende, schreiben Sie, seien nicht immer in der Lage, Symptome als Symptome zu erkennen, trotz eines leisen Verdachts oder eines gewissen Unbehagens. In diesem Sinne haben Sie auch sich selbst, den Geistlichen vor dem Jahr 2010, als „Mitwisser“ bezeichnet. Begreifen wirklich alle, in welche Zwischenreieche der Wahrnehmungsfähigkeit Sie dadurch vordringen – und dass so das eigentliche Verstehen beginnt?

Sexualisierte Gewalt gegen Schutzbefohlene ist immer Missbrauch von Macht. Und es gibt keine Aufarbeitung von Missbrauch in Institutionen – Kirche, Schule, Familie – ohne die Aufklärung von Mitwissen. Die mangelnde Bereitschaft, solches Mitwissen zuzugeben, verhindert die Aufklärung. Und das mangelnde Wissen um dieses Mitwissen hat strukturelle Ursachen. „So redet man nicht über einen Priester!“ – mit solchen Formulierungen haben Kollegen den Versuch von Kindern, zu sprechen, zurückgewiesen. Es stimmt etwas nicht in unserer Kirche, lange bevor es um sexuellen Missbrauch geht. Und nur die Opfer können uns davon erzählen.

Im Januar 2010 muss Ihnen klar gewesen sein: Wenn ich diesen Brief schreibe und an 600 ehemalige Schüler des Canisius-Kollegs schicke, bricht die Hölle los. Was ging damals in Ihnen vor?

Erst einmal Erschütterung über die schiere Dimension des sexuellen Missbrauchs. Wenn es stimmte, was die drei ehemaligen Schüler der Siebzigerjahre mir damals erzählten, musste ein einziger Täter bis zu hundert Opfer gehabt haben. Die Täter waren also systematisch vorgegangen, mit dem Ziel zu missbrauchen. Die drei ehemaligen Schüler, die selbst Betroffene waren, wollten zur Dreißigjahrfeier ihres Abiturs im Herbst 2010 kommen und sichergehen, dass die beiden Täter nicht eingeladen werden und dass der Grund dafür genannt wird.



© Jens Gyarmaty

Der Arbeitsplatz

Ihre Rolle war heikel. Persönlich waren Sie unschuldig, doch als Rektor des Canisius-Kollegs repräsentierten Sie die Täterseite. War Ihnen auch das klar?

Zu hundert Prozent. Meine Frage war seit Beginn meiner pädagogischen Tätigkeit: Welche Asymmetrien sind unvermeidlich und obendrein gut? Ärzte, Eltern, Lehrer oder Seelsorger handeln notwendig im Rahmen eines Machtgefälles. Es ist falsch, wenn ich versuche, diese Asymmetrie abzubauen, weil ich dann den Dienst nicht leisten kann, den ich als Pädagoge oder Seelsorger leisten muss: den Schülern zu ermöglichen zu wachsen. Bei uns im Orden heißt es, der geistliche Lehrer solle Distanz zum Schüler halten, damit dieser zu einer eigenen geistlichen Erkenntnis kommen kann. Die eigentliche Solidarität mit den Schülern besteht eben gerade darin, diese Distanz zu wahren. Das alles war mir klar, als ich mich 2010 in dieser ungewöhnlichen Situation wiederfand: Da saßen ehemalige Schüler vor mir, die eine extrem negative Machterfahrung gemacht hatten, und das Schlimmste, was ich hätte tun können, wäre gewesen, sie durch falsche Nähe in die Mitverantwortung für die Aufarbeitung zu nehmen. Nein: Ich war in der Verantwortung. Und die Institution war es.

Was geschah dann?

Der eigentliche Sturm brach vierzehn Tage später mit einem Artikel in der „Morgenpost“ los. An jenem frühen Morgen, dem 29. Januar 2010, war am Kolleg schon alles voller Journalisten, Kameras und Übertragungswagen. Die Schulleiterin Gabriele Hüdepohl behielt den Überblick. Du musst jetzt nicht mit Journalisten sprechen, sagte sie mir. Du musst mit den Schülern sprechen! Und das haben wir getan. Achthundert Kinder und Jugendliche in einer Turnhalle saßen auf dem Boden. Wir sprachen von Dingen, die dreißig Jahre zurücklagen und die die Kleineren überhaupt nicht verstehen konnten. Andere Kinder hatten Angst, dass ihnen plötzlich im Tiergarten jemand auflauern würde. Schwule Kollegen unter den Lehrern fürchteten ihrerseits, jetzt in Verdacht zu geraten. Denn die Strategie des Vatikans gegen Missbrauch lautete ja damals: Schwule raus aus dem Klerus, dann gibt es keinen Missbrauch mehr. „Schule des Grauens“, hieß es in den Medien. Zwei Stunden lang sprachen wir. Am Ende hatten alle begriffen: Wenn man sexualisierte Gewalt aufklären will, muss man bereit sein, den Preis der Stigmatisierung der Institution zu zahlen. Das habe ich auch so gesagt: „Wir werden jetzt zehn Jahre die Missbrauchsschule sein. Und nach fünfzehn Jahren vielleicht die Schule, in der die Aufklärung begann. Aber das müssen wir annehmen.“ Und weil ich die Kinder gewonnen habe, habe ich auch die Eltern gewonnen. Am selben Vormittag noch bekamen die Eltern von mir eine E-Mail, in der ich ihnen sinngemäß dasselbe sagte, was ich ihren Kindern gesagt hatte.



© dpa

Papst Benedikt XVI. 2013 vor der letzten Generalaudienz in Rom

Zwischen Ihrem Gespräch mit den drei Missbrauchsoffern und Ihrem Brief an die 600 Ehemaligen lagen sechs Tage. Warum dieser Abstand?

Den Brief hatte ich gleich nach dem Gespräch am 14. Januar verfasst, wollte aber vor dem Absenden am 20. Januar die Schulverwaltung und den Bischof informieren.

Und?

Keiner hat auf mein Schreiben reagiert. Auch der Berliner Schulsenat nicht! Den hatte ich ja ebenfalls informiert. Das Thema sexueller Missbrauch gab es für die nicht. Heute kommt uns das unvorstellbar vor, aber vor zwölf Jahren war es normal.

Muss man daraus schließen, dass wir vor gar nicht so langer Zeit einen ganz anderen Begriff von Verbrechen hatten? Dass wir unfähig waren, Dinge zu erkennen, die vor unserer Nase lagen?

Aber es war doch nicht nur Schweigen in der Kirche. Es war Schweigen in der Gesellschaft! Ich kann es mir nur strukturell erklären: Solche Sachen, denken viele, sind Probleme der anderen. Man schiebt es weg, lagert es aus. Im Rückblick bleibt die bewegendste Erfahrung für mich, wie Opfer zu sprechen beginnen. Stumme reden! Da höre ich natürlich die Worte des Evangeliums heraus. Und zu den schönsten Augenblicken gehörten die Versöhnungen: Wenn alte Eltern plötzlich erkannten, was mit ihren Kindern damals geschehen war, und wenn die Generationen einander wieder verstanden. Oder *überhaupt* zum ersten Mal verstanden! Manche Familientragödie hat sich da entschlüsselt. Ich durfte manchmal Zeuge von Versöhnungen sein.

Wie ist es Ihnen persönlich mit den Anfeindungen ergangen?

Im ersten Jahr hatte ich kaum Zeit, an mich selbst zu denken, die Welle war einfach zu groß. Zeitweise bekam ich vier- bis fünfhundert E-Mails am Tag. Der tiefere Grund meiner Erschöpfung war wohl, dass ich mir kaum je die Frage stellen konnte: Was bedeutet all das für mich persönlich? Erst als ich Berlin hinter mir ließ und nach St. Blasien ging, fand ich Ruhe.

Hat man Sie dort nicht schräg angeschaut?

Nein. Mein Freund und Vorgänger Johannes Siebner, inzwischen leider verstorben, hatte dafür gesorgt, dass ich gut aufgenommen wurde. Ein viel konkreteres Problem in den Monaten zuvor war die Angst: Kollegen befürchteten, dass die Schule geschlossen würde und sie ihren Arbeitsplatz verlieren. Viele Lehrer dachten, sie würden moralisch in Haft genommen für Verbrechen und Versagen früherer Jahre. Da kommt die Frage auf: Lassen sich die Vorgesetzten davon beeindrucken? Werde ich möglicherweise als Sündenbock geopfert, damit die Institution keinen Schaden nimmt? Das ist eine direkte Bedrohung der Existenz.

Karrierefördernd ist Ihre Rolle bei der Aufarbeitung auch nicht gerade gewesen. Was bedeutet Ihnen das Bundesverdienstkreuz, das Sie im vergangenen Jahr erhalten haben?

Es bedeutet mir viel, dass ich es zusammen mit dem ehemaligen Canisius-Schüler Matthias Katsch bekommen habe – und dass der Bundespräsident eine kluge Rede gehalten hat, in der beide Seiten der Aufarbeitung gewürdigt wurden, ohne dass falsche Harmonie hergestellt worden wäre. Man muss damit leben, dass es Betroffene gibt, die ihr Leben lang auf den tiefen Graben hinweisen, der zwischen Täter- und Opferseite bleibt. Mancher Schmerz geht nie weg. Das muss die Kirche verstehen.



© dpa

Der emeritierte Papst Benedikt 2020 in Freising

Kann uns die jüngste Erklärung von Papst emeritus Benedikt XVI. zu seiner Rolle bei der Behandlung der Missbrauchsfälle von 1980 genug sein? Oder ist sie zu spät, zu schwammig, zu wenig?

Sie ist viel zu wenig. Das Problem ist doch schon seit Langem klar: Es geht um systemische Zusammenhänge des Nichtverstehens, und zwar nicht nur bei Papst Benedikt. Es geht zum einen um Vertuschen, zum anderen um Versagen bei der Aufarbeitung. Beispielhaft nenne ich nur die Sätze, die Benedikt am Ende des Priesterjahrs 2009/2010 gesprochen hat und die nicht nur für ihn charakteristisch sind, sondern für weite Kreise des Klerus, besonders auch im Vatikan: „Man könnte nun meinen, der Teufel konnte das Priesterjahr nicht leiden und hat uns daher den Schmutz ins Gesicht geworfen. Als hätte er der Welt zeigen wollen, wie viel Schmutz es gerade auch unter den Priestern gibt.“ In dieser Aussage ist die Kirche Opfer, und das ist falsch. Die Kirche müsste sich dazu bekennen, auf die Täterseite zu gehören. Dass damit nicht jede einzelne Person in der Kirche gemeint ist, versteht sich von selbst. Doch es muss klar sein, aus welcher Position heraus wir auf das Phänomen schauen. Wer nur ein

bisschen Ahnung von theologischer Anthropologie hat, weiß es doch: Es gibt Verstrickungszusammenhänge, in denen man ohne persönliche Schuld mitwirkt an Gewalt und Vertuschung. Aus dieser Position schaue ich als bekennender Kirchenmann auf den Missbrauch.

Benedikts Nachfolger hat es allerdings nicht besser gemacht.

Nein. Auch bei ihm erkennt man die drängende Sehnsucht, eine Solidarität mit den Opfern zu konstruieren, bevor die Kirche überhaupt ein Anrecht darauf erworben hat. Das ist eine Verkennung der kirchlichen Rolle. Die Opfer wollen das nicht. Der Schmerz der Aufklärung darf nicht mit dem Schmerz der Opfer verwechselt werden.

Bei Franziskus kommt die bizarre Neigung hinzu, das Böse zu dämonisieren.

Sie denken an den vatikanischen „Missbrauchsgipfel“ 2019, als Papst Franziskus von den Tätern als „Werkzeugen des Teufels“ sprach, von „Herausreißen“ und „Ausmerzen“ des Bösen. Das ist dann auch gegenüber den Tätern nicht mehr gerecht. Die Unterscheidung von Tätern und beschuldigten Personen schwimmt in dieser Hassrhetorik. Die Kirche inszeniert sich als Aufklärerin, aber aus institutionsnarzisstischem Interesse. Die entscheidende Frage bleibt dabei unbeantwortet: Wie kann Missbrauch so lange stattfinden, ohne dass es jemandem auffällt oder jemand darüber spricht? Und dann landet man eben bei der Frage nach dem System und bei der großen Zukunftsaufgabe: Wie durchschaue ich, um es mal theoretisch zu formulieren, die Grammatik der Gewalt? Einschließlich der Feigheit, mit der sie sich vor der Öffentlichkeit verbirgt?



© AFP

Unmut über die Aufarbeitungsleistung der katholischen Kirche

In Ihrem neuesten Buch sprechen Sie schon im Titel von einem „Kreislauf des Scheiterns“. Wir können uns also gleich eingestehen: Wir schaffen es nicht.

Genau.

Wie durchbrechen wir diesen Kreislauf?

Die Kirche kann das gar nicht selbst. Die Aufarbeitung muss unabhängig sein. Die Politik macht sich diesbezüglich einen schlanken Fuß. Dass im neuesten Rörig-Papier auf gesetzliche Regelung durch den Bund gedrängt wird, sagt alles über die Unterlassungen in den letzten

zwölf Jahren! Rörig selbst beklagt ja die „Trägheit der Politik“. Und Ende des Monats tritt er zurück. Die Kirche wiederum will nicht nur sich selbst untersucht sehen, sondern andere Institutionen gleichermaßen, wofür ja auch einiges spricht. Jeder sexuelle Missbrauch hat zwar institutionsspezifische Züge, sozusagen einen spezifischen Geschmack, ob in der Schule, im Chor, in der Familie oder in der Kirche, aber er bleibt Missbrauch. Beim Vorgehen gibt es mehrere Möglichkeiten. Eine von ihnen haben die Österreicher 2010, inzwischen auch die Franzosen und die Portugiesen ergriffen. Man beauftragt eine unabhängige Person von hohem öffentlichen Ansehen mit der Aufgabe, eine Kommission zu berufen, die ihrerseits einen Bericht verfasst, und die hochverdiente öffentliche Person kann nicht nur die nötigen Gelder dafür anfordern, sondern auch entscheiden, ob und wann dieser Bericht veröffentlicht wird und wie mögliche Entschädigungszahlungen aussehen sollen. Die Deutsche Bischofskonferenz hat sich seinerzeit, vorsichtig ausgedrückt, über dieses Verfahren der Österreicher nicht gefreut. Jetzt ist es vermutlich dafür zu spät.



© Jens Gyarmaty

Pater Klaus Mertes in St. Canisius

Und der andere Ansatz?

Eine staatlich berufene Kommission wie in angelsächsischen Ländern. Das geht aber in Deutschland aus staats- und kirchenrechtlichen Gründen nicht.

Was lässt sich dann überhaupt noch tun?

Schwierig. Auch staatliche Schulen haben ja kein Modell, wie in Fällen sexuellen Missbrauchs zu verfahren ist. Nach der Veröffentlichung der MHG-Studie, die 2018 vorgestellt wurde ...

Das interdisziplinäre Forschungsprojekt zum Thema „Sexueller Missbrauch in der römisch-katholischen Kirche in Deutschland“, das ein Forschungsverbund aus Experten der Universitäten Mannheim, Heidelberg und Gießen (MHG) durchgeführt hat . . .

Nach dieser Studie wurden unabhängige Kommissionen eingerichtet, die meines Erachtens von der Struktur her nicht unabhängig sind.

Inwiefern nicht?

Weil letztlich die Bischöfe entscheiden, wer in den Kommissionen sitzt. Und weil die Beteiligung der Betroffenen, die jeweils zwei Sitze in der Kommission haben sollen, an ein Verfahren gebunden ist, das manche schon wieder abschreckt. Es handelt sich dabei um schriftliche Bewerbungen, nicht um Einladungen zur Teilnahme. Das geht nicht. Auch die Frage der Entscheidungsverantwortung von Betroffenen in den Kommissionen scheint mir ungeklärt zu sein. Hier liegen Fallen für die Reinszenierung von Missbrauch. Und was ist davon zu halten, wenn betroffene Priester und Angestellte, die sich in einem Abhängigkeitsverhältnis zur Institution befinden, in der Aufarbeitungskommission sitzen? Ich sage: Wir müssen die Selbstorganisation der Betroffenen – und auch die absichtsvolle Nichtorganisation von Betroffenen – respektieren. Es gibt ja auch solche, die sich nach der Aufklärung und Anerkennung ihrer Leidensgeschichte abwenden und in Ruhe gelassen werden wollen.

Sie schreiben von der „masturbationsfixierten sexualpädagogischen Unterweisungsliteratur“ des katholischen Milieus früherer Jahrzehnte. Wenn man sich das Gemüt von Kindern und Jugendlichen vorstellt, wo beginnt Missbrauch denn genau? Gibt es in kirchlichen Einrichtungen überhaupt ein teilnehmendes, nicht verurteilendes Sprechen über Sexualität?

Ja, das gibt es. Ich selbst bin in einem katholischen Milieu aufgewachsen, in dem teilnehmend, nicht verurteilend über Sexualität gesprochen wurde. Nicht nur in der Familie, mehr noch im Orden selbst, in dem ich viel lernen durfte. Es gab keinen, vorsichtiger: weniger Schatten über der Sexualität, was für mich die Grundbedingung dafür war, die zölibatäre Lebensform wählen zu können.



© Jens Gyarmaty

In der Sakristei von St. Canisius

Wo stehen Sie in der Zölibatsdebatte, die ja Teil eines Richtungsstreits um die Zukunft der Kirche ist?

Man sollte den Pflichtzölibat freigeben, weil die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, vielleicht sogar der letzten Jahrhunderte einen solchen Schatten über die zölibatäre Lebensform gelegt hat, dass man kaum noch glaubwürdig vom Konzept einer religiös motivierten Enthaltensamkeit sprechen kann, selbst dann, wenn sie gelingt. Ich habe mich doch nicht für dieses Konzept entschieden, weil ich Enthaltensamkeit toll finde, sondern weil mich die Frage nach Gott innerlich dazu herausgefordert hat, alles in die Waagschale zu legen, um mich auf die Suche nach einer Antwort zu begeben. Dazu stehe ich bis heute.

Das setzt die Freiheit der Wahl voraus. Einer Wahl, die Sie Geistlichen freistellen würden.

Ich glaube, ja.

Sie „glauben“.

Ja. Ich habe lange dafür gebraucht, weil ich vermutlich selbst gar nicht auf die Idee gekommen wäre, diese Lebensform zu wählen, wenn sie nicht durch den Pflichtzölibat eine so hohe institutionelle Reputation gehabt hätte.

Was könnte man, jenseits eines Gefühls von Auserwähltheit, daran anziehend finden?

Es geht nicht um Auserwähltheit. Das führt völlig in die Irre. Vielmehr: Ich setze alles auf eine Karte. Und ich will mich für den Rest meines Lebens ganz und gar der Frage nach Gott widmen, in der Freiheit, Bindungen einzugehen und wieder zu lösen. Wenn er mich in die Wüste schickt, weil er mich dort erwartet, dann gehe ich eben in die Wüste. Und wenn er mich in den Kampf schickt, dann gehe ich in den Kampf. Ich will ihm zur Verfügung stehen für das, wozu er mich ruft – in der Hoffnung, *dass* er mich ruft! Als ich in den Orden eintrat, hatte ich übrigens noch nicht das Gefühl, gerufen zu sein.

Und warum sind Sie in den Jesuitenorden eingetreten?

Weil ich den *Wunsch* hatte, gerufen zu werden. Zum Beispiel hatte ich 2010 das Gefühl, gerufen zu werden.

Aber nicht zum ersten Mal, nehme ich an.

Nein. Auch schon zehn, zwölf Jahre zuvor, nachdem ich mich mit homosexuellen Mitbrüdern solidarisiert hatte, die diskriminiert wurden. Das bedeutete Verzicht auf Karriere, Verzicht auf innere Übereinstimmung mit der katholischen Sexualmoral. Ich habe im Lauf meines Lebens öfter Bindungen losgelassen, um auf Notsituationen reagieren zu können. Ein Beispiel: Ein Mitbruder trat aus dem Orden aus, weil er depressiv geworden war. Dass er schwul war, erfuhr ich erst später. Draußen ging es ihm wieder gut. Die Kirche will nun einmal keine homosexuellen Priester. In der Schule habe ich gelernt zu sehen, wie viel Gewalt Kinder und Jugendliche untereinander oder auch in Familien erleben. Das hat mich verändert. Für mich kommt ein Ruf immer aus der Not der Menschen. Dann will ich mich bereit machen, dort mitzugehen, und zwar ganz. Das ist, auch in der Rückschau, der Sinn meiner Lebensform. Und es ist definitiv etwas anderes, als frei zu sein, um mehr Zeit für die Arbeit zu haben. Das ist, auch in der Rückschau, der Sinn meiner Lebensform. Und es ist definitiv etwas anderes, als frei zu sein, um „mehr Zeit für die Arbeit zu haben“. Meine Lebensform, die freiwillig gewählte Ehelosigkeit, ist eben nicht funktional zu verstehen, sondern religiös. Auf lange Sicht fände ich es schön, wenn es wieder eine Wertschätzung dieser Lebensform geben könnte, gerade auch in der Kirche. Aber es ist eben zu viel vergeigt worden. Deswegen ist es heute fast unmöglich, gelingendes zölibatäres Leben sichtbar zu machen.

Aber es wird ja in einzelnen Fällen gelebt.

Es gibt einen Unterschied zwischen „leben“ und „gesehen werden“.

Die zölibatären Fälle, die uns heute interessieren, sind die misslungenen.

Genau. Mir geht es aber nicht darum, mich sichtbar zu machen. Das wäre schon wieder ein instrumenteller Blick, auch auf mich in meiner Lebensform. Die Begegnung mit Gott kann nicht über Aufgaben oder Funktionen erreicht werden.

Sie haben geschrieben, die katholische Sexualpädagogik habe „ein Problem mit dem liebenden Blick auf die Liebenden“.

Auf der Sexualität liegt der Schatten des Verdachts. Die katholische Sexualmoral fixiert sich auf den Geschlechtsakt, und sie tut es mit einem pornographischen Blick auf Sexualität. Darin bleibt sie gefangen. Schon auf dem Begehren liegt also Schulddruck. Wenn man daran so hartnäckig festhält, sind Lust und Erotik – an die ja durchaus ethische Mindeststandards anzulegen wären – eine Sonderwelt, etwas vom Leben Getrenntes. So gesehen, müsste man sagen: Die Kirche weiß nicht, worüber sie spricht.

In Ihrem neuesten Buch fordern Sie von Ihren Klerikerbrüdern die „Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Liebe und so weiter“. Was ist das denn genau – „und so weiter“?

Es gibt, um ein Beispiel zu nennen, einen ethischen Unterschied zwischen einer persönlichen Beziehung und einem One-Night-Stand. Auch die kulturellen Bedingungen, unter denen sexuelle Beziehungen heute stattfinden, haben sich im Lauf der Zeit gewandelt, und die Kirche hat kaum darauf reagiert. Aber was soll man machen? In der Nacht der katholischen Sexualmoral sind alle Katzen grau. Am Ende betreffen diese Fragen auch meinen Schöpfungsbegriff. Gott hat nicht nur heterosexuelle Männer und Frauen erschaffen, sondern auch homosexuelle Männer und Frauen. Dasselbe gilt für transsexuelle Menschen. Darf ich kurz an das christliche Dogma erinnern? Gott ist Mensch geworden, und das heißt: Ich begegne Gott in der Wirklichkeit, wie sie ist.

Quelle: F.A.Z.